

Leseprobe
Diese eine Nacht noch
Karl Novotny

Auf dem Weg nach Irland ein Zwischenhalt in deinem Haus - klein, sauber und voller Düfte. Blumen, nicht in Vasen, sondern in irdenen Töpfen, nach unbekanntem Muster auf den Fensterbänken arrangiert. Der Geruch von frischem Brot zieht von der Küche aus durchs ganze Haus. Vielleicht wirst du später Tee machen, Tee aus Waldbeeren, später, wenn die Dämmerung die Stube in eine gemütliche Steinzeithöhle verwandelt haben wird. Wir sitzen eng beisammen und schlürfen das heiße Getränk, während draußen der Wind an den Fensterläden rüttelt und den Sommer verjagt, Altweibersommer voll fliegender Spinnweben unter einer Sonne, die noch golden leuchtet, ehe sie sich ins Wintergewand hüllt. Spaziergänge, jetzt schon im Pullover, führen uns noch einmal in die Natur, bevor sie sich zur Ruhe legt und eisiger Kälte weicht. Der Wind streicht durch die Föhren, bewegt sie sanft; wir lauschen auf das Rauschen über uns, auf ein paar aufgeregt flatternde Amseln, auf das Geräusch unserer Schritte auf dem unebenen Boden. Wir sprechen von Paris, vielleicht nächstes Jahr, wir wollen durch die Stadt streunen und leben, einfach leben, ohne Hetzjagd, ohne Ziel, ohne Blick für die typischen Touristenattraktionen, keine Liftfahrt auf den Eiffelturm, kein Stiegenmarathon zu Sacré-Coeur, nicht einmal auf den Père-Lachaise, um Molière, Simone de Beauvoir oder Jim Morrison zu besuchen, statt dessen in einem Straßencafé sitzen und auf die Zeit vergessen, die Zeit der Anreise, die Zeit, die die Autos an uns vorübertreibt, die Zeit vor uns und nach uns, die Zeit bis es dunkel ist und wieder hell wird, ohne daß wir geschlafen haben, einfach treiben in der Stadt, die so ist wie alle anderen und doch ganz anders. Ein Stand mit Postkarten an der Seine, ein Clochard, ein Portraitmaler, der kleine Mädchen auf Papier wirft und davon träumt, seine abstrakten Visionen im Centre Pompidou zur Schau zu stellen. Ein Antiquariat mit Kupferstichen unbekannter Künstler, die ebenso unbekannte Häuser abgebildet haben, lang ehe Daguerre seine Erfindung machte. Und was noch? fragst du, aber ich blicke den kleinen Fluß entlang, der unserem Spaziergang Grenzen setzt; sicher, als es heiß war, sind wir durch das Wasser gewatet, haben die kleine Sandbank erobert, die Farbe der Steine mitten in der Strömung bewundert. Jetzt ist das Wort Fluß identisch mit dem Wort kalte Füße, dennoch stehen wir da und starren in den Lauf, der keinen Anfang kennt und kein Ende, der Fluß entspringt, fließt, mündet, und das seit Jahrhunderten und wohl noch Jahrhunderte, wenn nicht ...

Ich lege meinen Arm um deine Schultern, als müßte ich dich wärmen, als könnte ich dich auf diese Art wärmen, als wäre der Sommer schon ganz vorüber, aber die Eichen tragen noch ihr Laub und die Sonne hat ihre Kraft noch nicht eingebüßt, vielleicht ist der Fluß garnicht kalt, sollen wir ...? Nein, lieber nicht, gehen wir zurück, wenn es dunkel wird, gibt es keine Schatten mehr, weil dann alles zu Schatten wird. Trinken wir Tee und sehen wir dem großen bunten Bild zu, wie es in der Dämmerung langsam die Farben verliert. Ich hole die irische Flöte aus meinem Gepäck und entlocke ihr langgezogene klagende Töne, die ganz plötzlich zu tanzen beginnen, damit dein Gesicht wieder fröhlich wird, doch das tut es nicht, denn die Melodie kommt aus der Ferne, dorthin, wo es mich hinzieht, an diesem Spätsommerabend so wie an vielen Abenden im Jahr, du weißt es, du sagst kein Wort dagegen, sagst nicht, ich solle bleiben, du gehst selbst fort, ohne das Haus zu verlassen, kannst unendlich weit fort sein, ohne deinen Fuß vor die Tür zu setzen. Dein Geist, eins mit dem Kosmos, folgt Vergil und Cicero, zerstört Karthago nur ein bißchen, das Badehaus überlebt, auch Ovid darf ungehindert weitertun. Regungslos dein Körper,

lichtschnell dein Bewußtsein, abgehoben und doch bloß auf einer Reise durch ferne, fremde Länder, Heimweh inbegriffen, früher oder später.

Jetzt aber bist du da, bin ich da, die Flöte sinkt auf die Ofenbank, dein Atem berührt meine Wange, du legst deinen Kopf an meine Schulter, gleichzeitig streift dein Fuß über meinen Rist; ich schließe die Augen, um dich zu spüren, spüren vom Scheitel bis zur Sohle, überall zugleich, ganz und gar. Ich streiche über dein rotes Haar, deine Schultern, deine Arme. Wir sind zwei Burgen auf benachbarten Hügeln, dicht beieinander und doch fern und uneinnehmbar, wenn wir wollen. Ich besuche dich, zeige dir meine neue Rüstung im Kampf gegen die Mächte der Nacht, bewundere die Decke, die du gestickt hast, nächstens, um dich nicht im Schlaf zu verlieren. Dein Narr spielt auf seiner Laute, klimpert erst planlos vor sich hin, stimmt sodann ein Lied vom Schäfer auf der entlegenen Weide an, wo er von den Elfen geneckt wird, während die Irrlichter um sie tanzen. Wenn du genau hinhörst, vernimmst du ihren Chor, vielstimmig fließend, weit draußen im unsichtbaren Raum, vom Sternenhimmel überdacht. Die Hälfte der Erde gibt vor zu schlafen, unsere Hälfte, doch wir lassen uns nicht täuschen, sie stellt sich bloß schlafend im Bewußtsein, daß das Universum über sie wacht, ob ihre Geschöpfe nun schlummern oder durchs nächtliche Moor streifen. Wir fühlen uns eins mit den Kobolden, die sich nicht sehen lassen, doch wir wissen, jeder weiß, daß sie da draußen von Busch zu Busch hüpfen, vernehmbar kichernd, aber bedacht, ihre Deckung immer nur kurz zu verlassen.

Später sitzen wir wieder in unseren Burgen, du in der Küche, ich in der Stube, nicht beieinander und doch beisammen, du mit deinem Buch, ich mit meinem, du und die Römer, ich und die großen Dichter. Die Blumen legen sich zur Ruhe, wir folgen ihnen, betten uns unter das Dach der Mansarde, eng aneinandergeschmiegt, unangefochten vom Regen, der nicht weit über unseren Köpfen gegen die Schindeln schlägt, Augenblicke lang erhellt von Blitzen, unbekümmert gegen das Donnernrollen, die Natur kann uns nichts anhaben, wir sind eins mit ihr, das Leben ist unzerstörbar, nur veränderlich, abgewandelt von Geburt und Tod, Reise und Heimkehr, Freude und Leid, Tag und Nacht, Jahreszeiten, Liebe und Haß. Wirst du mich hassen, wenn ich in Irland bin, fern von dir, jenseits der Dämmerung, fort von Zwang und Hektik, allein und doch geborgen, wenn auch nicht in dir, nicht körperlich zumindest? Wirst du spüren, daß ich an dich denke, an dich in deiner Burg, an deinem Fluß, an deinem Herd? So spüren wie jetzt, wo ich dich halte, deinen Herzschlag spüre? Ein Glas ist zerbrochen, wir trinken aus einem anderen, trinken und trinken, trinken anstatt zu schlafen, anstatt zu reden, anstatt zu träumen. Der Regen prasselt unaufhörlich hernieder, der Klang wird zum Orkan, zum ohrenbetäubenden Lärm, lauter als der Donner, dennoch höre ich dich atmen, werde dich noch jenseits des Kanals atmen hören. Ich möchte die Flöte holen, doch du hältst mich fest, diese eine Nacht noch.